

Daniel Pfund

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 46

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-649028>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Liebe

Ich hab es nicht gemußt, was Liebe ist.
Es ist so, daß man Tod und Welt vergißt,
Und Glück und Leid und alles, was es gibt,
Und daß man liebt.

Und ist so, daß die leichte Siegerkraft
Im Arm sich reckt, die Königreiche schafft,
Daß man im Rissen liegt die ganze Nacht
Und weint und lacht.

Was ist die Welt? Ein Stäubchen auf der Hand.
Der höchste Berg ein kleines Körnchen Sand.
Kein Hauch. Kein Laut. Nur ein Gedanke da —
Du bist mir nah . . .

Ludwig Finckh.

Daniel Pfund

Erzählung von Alfred Hugenberg.

Daniel Pfund kam mit zwölf Jahren als Diensthote nach dem Dörfchen Kalkacker oberhalb Reichenberg. Im vierundfünfzigsten starb er daselbst als lediger Güternacht.

Nicht daß er sich nie um die Mädchen gekümmert hätte. Ein hübsches Gesicht und zwei helle Augen sah er noch gern, als er schon graue Härchen im Schopf hatte. Aber er pflegte zu sagen, bei dieser Sorte von Leuten kenne er sich nicht aus; es bekomme ihm besser, wenn er da einen Schritt weit oder zwei weg bleibe. Angucken, wie die Schlehcn, aber nicht essen.

Auch hatte sich Daniel zweimal zur Fahrt nach dem Glück gerüstet, jedoch beidemal das Fortgehen vergessen.

Als er zweiundzwanzig Jahre alt war, verliebte er sich in Alwine Merk. Sie war auch auf dem Kalkacker daheim, im untersten Hause gegen Reichenberg, das drei Schornsteine, aber nur eine Haustüre besaß. Der Wegknecht Straub und der Wagner-Sali hatten den Ausgang gemeinsam, und wer in Merks Wohnstube gelangen wollte, mußte den Weg durchs Scheunentörchen und durch die Küche nehmen. Der Merkenheiri hatte nur drei Ziegen und ein braunes Küblein in seinem Botterstall. Die meiste Zeit des Jahres schaffte er im großen Schmittenwalde, der dem Staat gehört.

Schon während der Schulzeit mußte Alwine der Mutter beim Rebwerk mithelfen. Nachdem sie dann konfirmiert war, nahm Frau Merk zwei Jucharten mehr in Afford, sodaß die beiden fast den ganzen Sommer über Arbeit die Fülle hatten.

Mit dem Verliebten ging das so zu: Daniel mähte an einem schönen Julimorgen in der Haldenzelg Klee. Da kam Alwine mit einem Körbchen am Arm den Haselfußweg herab; sie mußte ganz nahe an ihm vorbei.

„Tag, Daniel!“ sagte sie aufgeräumt. Er erwiderte den Gruß und sah sich nach ihr um. Ihre Blicke kreuzten sich eine Sekunde lang; da war es ihm, als sei ihm jetzt etwas ganz Sonderbares begegnet. Er nahm mit Staunen wahr, daß aus dem bleichen, unansehnlichen Göfflein fast wie über Nacht ein frisches, artiges Mädchen geworden war, dem man nachgucken mußte. Wie lange war es denn her, seit sie noch als schmales, dürftiges Schulkind mit schadhaftem Röcklein neben andern Lehrenseferinnen hinterm Garbenwagen hergelaufen war und für das Stück Lehenbrot, das ihr Frau Babette, die Meisterin, abge schnitten, wie für ein Geschenk vom Himmel gedankt hatte?

Daniel Pfund wehte etwas länger als sonst, um der leichtfüßig Abwärtschreitenden unauffällig mit den Blicken folgen zu können, bis sie im Haselhölzchen verschwand. Dann mähte er wieder zu und machte sich Gedanken. Was denn die Alwine mit ihrem Blick gemeint habe? Und ob er sie wohl hätte anreden sollen? Natürlich! Er hätte sagen können: „Früh, früh!“ oder: „Wie steht's in den Reben? Gibt's einen guten Herbst?“ Ein andermal wollte er dann klüger sein.

Aber am folgenden und am nächstfolgenden Morgen sah er sich beim Kleeholen vergeblich wohl zwanzigmal nach Alwine um; sie kam nicht. Und nachher führte ihn die Arbeit auf eine andere Seite des Dörfchens. Nach und nach machte ihm die Lust, sie wieder zu sehen, etwas weniger zu schaffen. Nur wenn ihm Mäni Steiner, die Nachbarstochter, etwa vom Brunnen aus ein Scherzwort zurief, oder wenn sie ihn neckte, indem sie ihm während desfahrens einen Stock ins Rad des Schiebkarrens steckte, dachte er oft bei sich: Ja, wenn du wärest wie Alwine!

Da hörte er eines Abends die Meisterin in der Küche sagen: „Du, Gottlieb, geh jetzt schnell zur Merken-Löbde und frag, ob die Alwine auch für sicher morgen zur Wäsche komme. Allein fange ich nicht gern an; und nach dem Kalender hält das Wetter nur noch bis zum Freitag.“

Als Daniel an diesem Abend die Kälbermilch in der Küche holen sollte, sah er sich verstoßen um und bemerkte, daß Frau Babette die Wäschzüber bereit machte. Da wollte er vor Aufregung statt des Milchkübels die kupferne Salatgelle mit in den Stall nehmen. Die Meisterin rief ihm nach, ob er spinne, oder ob es ihm im Oberflübchen hapere?

Richtig, beim Morgenessen saß Alwine Merk am Tische, gerade ihm gegenüber. Und sie war noch viel hübscher, als sie ihm damals beim Klee-mähen vorgekommen war. Zweimal, dreimal wagte er es, sie anzusehen. Sie hatte immer ein heimliches Lachen in den Augen. Wenn sie ihm einen Blick anwarf, so gab ihm das eine ganze Weile zu denken. Was meint sie nur? Was meint sie nur? . . .

Gegen Mittag mußte er ihr einen Korb Wäsche in den Baumgarten hinaustragen helfen. Er schielte heimlich nach ihren blanken, runden Armen und dachte: Ach, wenn man doch immer neben ihr schaffen könnte!

Als sie miteinander das Seil spannten, fragte sie, warum er denn immer so ein hölzernes Gesicht mache, wie wenn er schon Berwaller auf Schloß Steineren wäre?

„Was nicht ist, kann werden“, entgegnete er gelassen, dachte aber gleich, er habe eine Dummheit gemacht, und sie werde ihn nun foppen. Wirklich nannte sie ihn nachher mehrmals scherzweise „Herr Berwaller“; aber bald vergaß sie es wieder. Und am Nachmittage mußte er leider im Tobelwald Kletterholz an die Straße rücken und bekam nur beim Abendessen noch einmal Gelegenheit, auf einige Augenblicke ihrer Gegenwart froh zu sein. Als sie fort war, rühmte Frau Babette, wie des Merken Rind eine Flinker sei, und wie ihr die Arbeit gut aus der Hand gehe. Daniel sog das Lob heimlich ein und war glücklich. Er bedauerte nur, daß die Merkin so viel Rebarbeit übernommen; denn nun bekam er Alwine wieder wochenlang nicht zu sehen.

Er hatte im oberen Kerstenhof einen Altersgenossen, Heinrich Leubli, mit dem er sich gut verstand. Die beiden pflegten an schönen Sonntag-Nachmittagen miteinander im Schmitten-

holz herumzustreifen; dem beschaulichen Bummel folgte in der Regel eine kurze Einker im Wirtshause zum „Schmittengrund“, wo sie den älteren Burschen von Reichenberg, Kalkacker und Ennetwald beim Kegelschieben zuschauten und zuguterletzt dem Sonntag mit einem Glas Most und einer Fünferzigarre die Krone aufsetzten.

An solchen Abenden war Daniel mehrmals daran, von Alwine Merk anzufangen. Da vertraute ihm Heinrich Leubli einmal auf dem Heimwege, daß er des Schmittewirts Ida gern sehe. Zwar nicht ganz so gern, wie das Breneli Winter im untern Kerstehofe; aber es mache ihm immer so Vergnügen, ihr beim Wirten zuzuschauen. Nun teilte ihm Daniel gegen das Versprechen unbedingter Verschwiegenheit mit, daß er wahrscheinlich Alwine Merk heiraten werde. Er könne schon jetzt mehr als zweihundert Franken im Jahr auf die Seite legen; später werde er leicht auf dreihundert kommen.

Heinrich meinte, die Alwine sei allerdings nicht mit der Schmitt-Ida zu vergleichen, oder mit dem Breneli Winter. Aber doch gehe sie, was Schönheit betreffe, noch so mit dem großen Hausen.

Daniel Pfund entgegnete hierauf eine gute Weile nichts. Dann gab er plötzlich die bestimmte Erklärung ab, daß man die Schmitt-Ida und das Breneli Winter noch dreifach mit Gold überziehen müßte, bis er die Alwine gegen eine von ihnen vertauschen würde. — Die beiden Freunde gingen an diesem Abend verstimmt auseinander.

Es ging gegen Ende August; die Reichenberger Kilbi rückte schnell heran. Daniel hatte einen Plan, an dem er viel studierte: er wollte am Kilbi-Abend mit Alwine Merk auf der Reitschule¹⁾ fahren. Zweimal oder dreimal, je nachdem es ihr Freude machte. Das Geld reute ihn nicht; soviel konnte er nachher schon wieder einbringen. Auch war es üblich, daß junge Burschen den Mädchen zahlten und fiel nicht im geringsten auf. Vielleicht durfte er sie dann auch zu einer Flasche Wein in den „Ochsen“ einladen. Er merkte ja dann gleich, ob es sich schicke oder nicht.

Aber er sagte niemandem etwas von seinen Absichten. Nicht einmal Heinrich Leubli bekam davon zu wissen. Nein, der jetzt am allerwenigsten!

Daniel mochte die Kilbi kaum erwarten. Wenn während der dem Fest vorausgehenden Woche die Schulbuben abends auf der Straße sangen:

„Haued der Chaz de Schwanz ab!
Haued en au nid ganz ab!
Lönd ere no e Stümpfli stob,
Daß sie cha a d' Chilbi goh!“

dann dachte er im stillen für sich: Ja — wenn ihr wüßtet! . . .

Als der große Tag endlich da war, stand Daniel schon am frühen Nachmittag unter den zahlreichen Gaffern auf dem Ochsenplatz in Reichenberg und lauschte mit Behagen den Klängen der Drehorgel, die neben dem Mastbaum der Reitschule stand. Um diese Tageszeit führen noch fast ausschließlich Schulkinder; aber das junge Volk von Reichenberg und aus den umliegenden Dörfern und Höfen kam schon scharenweise über die Ochsenbrücke und vom Unterdorf herauf. Daniel sah sich fleißig nach Alwine um, jedoch ohne Erfolg. Dann lockte ihn die Ausruferin des Rasperltheaters mit ihrem lauten Getreisch in die Nähe der buntemalten Bude. Ja, den Rasperli wollte er sich auch einmal ansehen; zwanzig Rappen mochte das wohl wert sein. Er mußte herzlich über die Späße des kleinen Männleins lachen. Doch als es der grobe Rasperli auch gar zu bunt trieb, mit allen Leuten Händel anfang und ihnen ohne weiteres die Röpfe abschneid, ja sich sogar mit dem hölzernen Teufel herumhalgte, da sagte Daniel zu seinem Nebenmann, mit so einem Kerl möchte er nichts zu tun haben. Es war ihm eine rechte Genugtuung, als der übel zerzaufte Wicht am Ende im breiten Rachen des Krokodils verschwand. Aha, dachte er bei sich: mit Recht tun wäre er halt doch weiter gekommen.

Beim Hinausgehen hörte er jemanden neben sich sagen: „Ei seht, der Daniel ist auch da!“ Es war Nani Steiner. Sie und zwei andere Mädchen von Kalkacker, Alwine Merk und die Wagner-Seline waren ohne sein Wissen mit in der Bude gewesen.

Daniel sah nur Alwine. Sie trug einen weißen Strohhut mit hellblauen Bändern und sah ganz vergnügt und festlich in die Welt hinein.

„Hat dir der Rasperli gefallen?“ fragte sie Daniel, als sie unten auf dem Platz standen. Sie sah ihn dabei wieder so seltsam an, wie wenn sie gar nicht an den Rasperli dachte. Daniel rümpfte die Nase ein wenig: „Hm, nicht besonders.“ Er tat, als wollte er seiner Wege gehen, ließ aber die Mädchen nicht mehr aus den Augen. Als diese jetzt gaffend bei der Reitschule stillstanden, machte er sich unbemerkt wieder in ihre Nähe. Er glaubte zu bemerken, daß Alwine unter der Menge jemanden mit den Augen suche. Da schlich er sich an sie heran und sagte plötzlich ganz dreist, fast von oben herab: „Du, wenn du allenfalls gern ein paar mal herumfahren magst — ich zahl dir schon.“

Es paßte ihr offenbar nicht; sie sah sich nicht einmal nach ihm um, sondern meinte nur schnippisch, wenn sie fahren wolle, habe sie schon so viel Geld. Und er werde sein Löhnli wohl selber brauchen können.

Daniel beachtete es kaum, daß ihn die Umstehenden angafften und sich über ihn lustig machten. Er stand noch ein Weilchen steif auf seinem Platz, sah weder noch links noch nach rechts, sondern geradeaus auf die Kommodenorgel der Reitschule. Ein eingeknicktes, verschlafenes Männchen, das einen Zylinderhut ohne Rand und eine fußbreite rote Krawatte trug, arbeitete mit großer Ausdauer am Schwungrad. Als das Männchen jetzt mit Drehen aufhörte und es plötzlich still wurde im Rasten, wandte sich Daniel ab. Er drückte sich so gut es ging durch die Volksmenge und steuerte auf das Gasthaus zum „Ochsen“ zu, von dessen Saalfenster eine mächtige blaueweiße Flagge herabhing.

Die zwei großen, niedrigen Wirtsstuben waren vollbesetzt; es ging an ein Trinken und Schnabelieren, wie wenn sämtliche Bauern auf zwei Stunden im Umkreise geerbt oder das große Los gezogen hätten. Daniel tat wie die andern, er bestellte eine halbe Wein und ein Gericht Boreffen. Wie er so am Essen war und sich's wohl schmecken ließ, daneben aber doch ein wenig in den Tisch hineinsah, sah plötzlich Heinrich Leubli neben ihm und sagte „Guten Appetit!“

„Aha, bist du auch da? Ich habe dich immer gesucht“, log Daniel und spießte das letzte Stück Fleisch an die Gabel. Heinrich schielte ihn von der Seite an. Ob er schon gesehen habe, wie die Merken-Alwine mit dem Steinerberger-Julius Reitschule fahre? fragte er ihn wie nebenbei. Dreimal hintereinander habe er ihr jetzt bezahlt. Und nun seien sie mit einander in den Tanzsaal hinaufgegangen.

Daniel war mit Essen fertig; er legte die Gabel weg und sagte: „Gehet mich nichts an. Aber eine Flasche Wein trinken wir jetzt noch zusammen.“

Gegen sechs Uhr abends stiegen die beiden mit einander den Hafelfußweg hinauf.

„Es ist doch schön da heroben“, sagte Heinrich Leubli. „Mir würd' es für gewöhnlich nicht passen in dem Gragöhl. Einmal Kilbi im Jahr, das ist gerade genug.“

Daniel setzte sich auf ein Ackerbord am Wege, den Kopf mit einer Hand stützend, schwieg aber beharrlich wie im Heraufsteigen.

Heinrich beobachtete ihn eine Weile; dann sagte er wie zu sich selber: „Schön hat sie dir's allerdings nicht gemacht, die Alwine.“

Daniel fuhr erregt auf. „Hast du es denn gesehen?“

„Nein, aber die Steiner-Nani hat es mir gesagt, das wegen der Reitschule. Und du habest sie doch ganz im Unstand gefragt; eine andere hätte gedacht, es schicke sich nicht, nein zu sagen. Aber die Alwine habe halt schon vorher nach dem Steinerberger-Julius gesperbert.“

¹⁾ Karuffel.

„Ich möchte nur wissen, ob sie ihn gern hat!“ würgte Daniel heraus.

„Der Julius kann es den Mädchen halt treffen. Bei allen hat er Glück. Ich weiß nun, daß die Schmitzen-Ida auch in ihn verschossen ist“, sagte Heinrich bekümmert. „Und er verdient es gar nicht; hinterrücks macht er sich über alle lustig.“

„Wenn man es ihr nun aber sagen könnte?“

„Den Mädchen kannst du nichts sagen. Was die denken, bringt niemand heraus.“

Daniel erhob sich, und sie schritten schweigend bergan. „Wenn ich sie halt nur nicht mehr sehen müßte“, sagte er nach einer Weile in großer Besorgnis.

„Wenn ich dich wäre, ich wüßte mir schon zu helfen“, erwiderte Heinrich. „Die Welt ist ja kein Strumpf.“

Da stand Daniel plötzlich still. Die Hände in die Hosentaschen gesteckt, das Gesicht zur Erde gewandt, studierte er ein wenig. „Das könnte man machen.“ Er nickte leicht mit dem Kopfe: „Am nächsten Sonntag künde ich.“

Nun fing Heinrich Leubli des weitläufigen zu erzählen an, wie schon mancher in der Welt sein Glück gemacht habe. „Ja, freilich! Man muß nur Guratschi haben! Ist nicht der Johannes Weiler, dessen Mutter vom Armengut hatte, mit dreißig Rappen im Sack vom oberen Kerstenhof fortgegangen? Zwei Jahre nachher hat er im Bernbiet eine reiche Bauerntochter geheiratet; der Viehhändler Rebstein hat es selber gesehen, wie der Johannes mit zwei dicken Pferden auf den Burgdorfer Markt gefahren kam. — Und vom Krönl-Wilhelm hat es immer geheißt, er gebe ein Taugenichts; er sei sogar zum Liegen zu faul. Mit zwanzig Jahren hat ihn sein Vater aus dem Hause gejagt, weil er ihn bei einer Magd angetroffen. Und jetzt ist der Wilhelm Verwalter auf einem Rittergut in Deutschland draußen, viel hundert Tucharten groß. Am Freitag hat er die Photographie von seiner Braut heimgeschickt; ich habe das Bild selber gesehen. Sie ist nicht mehr so jung; aber sie hat ein schneeweißes Kleid an. Und ausgeschnitten, wie es bei den Herrenleuten Mode ist. Wilhelms Mutter hat geweint, als sie das Bild ansah. — Ja, wenn halt mein Vater besser zuweg wäre, dann ließe ich mir's nicht nehmen, ich würde es auch in der Fremde probieren. Aber so geht's nicht an. Die zwei Acker in der Nächstenzerg würden mich reuen; mit Martini geben wir die drittletzte Zahlung. Und die große Hauswiese mit den einundzwanzig Bäumen, von denen ich drei selber geseht habe!“

„Am nächsten Sonntag künde ich!“ sagte Daniel wieder, aber diesmal bestimmter.

Die folgende Woche hindurch dachte er viel über seine Zukunft nach. Es könnte ja wohl sein, daß er es in der Welt zu etwas bringen würde. Im Arbeiten nahm er es mit jedem auf.

Es kam ihm nicht darauf an, er wollte gleich ein rechtes Stück von hier weg. Von einem alten Knecht, der beim Traubenwirt in Kalkacker diente, kaufte er ein Handöffcherchen, das er eines Abends verstorben ins Haus trug. Er probierte mehrmals, wie seine Sachen am besten zu verpacken seien, und fand, daß für alles im Koffer Platz war.

Am Sonntag gleich nach dem Morgenessen wollte Daniel künden. Da berichtete Frau Babette, während sie die gerösteten Kartoffeln auftrug, nun wolle der Steinerberger-Julius scheint's doch einmal Ernst machen. Es sei jetzt ganz sicher zwischen ihm und des Schmitzenwirts Ida; gestern haben sie die Ringe gewechselt, und noch vor Weihnachten gebe es Hochzeitsleben.

Bäni, der Meister, langte einen Vöffel voll Kartoffeln, die sein Leibgericht waren, aus der Platte und sagte: „Hm, da preffiert's goppel.“²

Daniel sagte nichts. Aber er besann sich, ob er nicht mit dem Künden noch bis am Abend warten wolle . . .

Am Abend, als er mit dem Pferd am Brunnen stand und ihm zuschaute, wie es gestreckten Halses mit durstigen Lippen das Wasser einsog und von jedem Schluck zwei kleine Bäcklein

bei den Mundwinkeln herausrinnen ließ, hörte er plötzlich ein munteres Lachen hinter sich: Nachbars Näni und Alwine Merk gingen Arm in Arm vorbei. Alwine hatte die braunen Zöpfe frei über die Schultern hängen; sie sah ihn ganz offen und freundlich an, ja das liebe, heimliche Lächeln lag sogar auf ihren Lippen. Es kam ihm vor, sie sei noch gar nie so hübsch gewesen. Augenblicklich war es bei ihm beschlossen: Heut noch nicht! Fort kann man immer noch! —

Näni lief in den Baumgarten hinein und sammelte Pflaumen in die Schürze. Da kam Alwine schnell auf Daniel zu; sie machte ein Schmollmündchen und rümpfte die Stirne ein wenig, während sie ihm hastig zuküsterte:

„Aber du! Was hast du denn gedacht am Sonntag! Gleich so den Kolderi zu spielen! Ich durfte doch nicht so tun, wie es mir war, wegen dem Näni; sie lacht mich so wie so immer aus deinethwegen! Und ich wäre dann nachher schon mit dir gefahren!“

Daniel sagte leise, er sei ja gar nicht so böse gewesen. Und er glaubte es jetzt selber. Natürlich, er hatte ja den Fehler gemacht . . .

„Denk, diesen Herbst werde ich oft bei Bänis tagelöhnen“, verriet sie ihm jetzt noch und fügte ganz treuherzig hinzu: „Ich freue mich recht darauf!“

Näni kam mit Pflaumen herbei, und Daniel mußte auch eine nehmen. Sie sah ihm wohlgefällig zu, wie er hineinbiß, und sagte: „Gelt, die sind aber einmal süß!“

Alwine warf eine der Pflaumen von der Seite her in den Brunnentrog, so daß ihm das Wasser ins Gesicht spritzte. Da ließ er das Pferd stehen und sprang ihr um den Brunnen und um die Klosterbeigen herum nach. Sie ließ sich ohne große Mühe fangen und rang lachend mit ihm. Er wußte gar nicht wie ihm geschah. Die Näni sprang nun auch herzu, und er hatte Mühe, sich aus den kräftigen Armen der Mädchen frei zu machen.

Als Daniel nachher das Pferd im Stall angebunden hatte, tätschelte er ihm den Hals und sagte: „Heft Liesi, wir bleiben bei einander. So schön wie auf dem Kalkacker ist's halt doch nirgends.“ Spiegel, der Ochse, streckte sein feuchtes Maul auch über den Stand herüber; Daniel ließ sich von ihm lecken und kraute ihm im Horngrübchen. „Ja, Spiegel, diesen Herbst wollen wir fest ackern mit einander.“

Am andern Tage traf Daniel auf einem Feldwege mit Heinrich Leubli zusammen. Er teilte diesem großartig mit, daß sich in zwei Monaten alles entscheiden werde. Dann werde er schon wissen, ob er fort müsse oder nicht.

Etwa drei Wochen später, an einem schönen Septembermorgen, war er draußen an der Steinhalde, wo man nach Reichenberg hinabsieht, mit dem Umpflügen eines Stoppelackers beschäftigt, wobei ihm Gottlieb, der Meistersohn, der das letzte Jahr in die Schule ging, als „Mähnbub“¹ behülflich war. Da kam Alwine Merk mit dem „Znüni“² über die Acker herab. Der Bub müsse heim, berichtete sie; er müsse mit einem Rind nach Ennetwald hinüber. Denn Bäni, der Meister, handelte hin und wieder ein wenig mit Vieh.

Sie nahm dem Knaben die Peitsche aus der Hand und stellte sich stramm hin wie ein Fuhrmann.

„So, nun dürfen wir z w e i zusammen kutschieren“, sagte sie und lachte Daniel ins Gesicht. „Bist du ein böser Ackermann oder ein guter?“

„Je nachdem der Mähnbub ist. Kannst du fahren?“

„Ich?“

Sie versuchte, mit der Peitsche zu knallen, brachte es aber nicht fertig. „Es kann schon sein, daß ich einmal nebenaus fahre. Aber einen Spektakel darfst du mir darum nicht machen! Etwa wie euer Nachbar, der Steiner-Semi. Die Näni hat immer Angst, wenn sie mit ihm zu Acker muß. Gestern hat er ihr sogar eine Scholle nachgeworfen, weil sie am alten Märtyrbaum ein Stück Rinde weggefahren hat.“

1) von Bernhard. 2) wie es scheint.

1) Viehtreiber. 2) Neunubr-Znüni.

„Wir werden schon auskommen mit einander“, sagte Daniel. Er hatte die neue Tabakpfeife mit dem Messingbeschlag im Mund und paffte vergnügt, ohne sich um die blauen Rauchwölkchen hinter ihm zu kümmern, die zuerst nicht recht wußten, was sie anfangen sollten, dann allerlei vergnügte Tänze aufführten und plötzlich zu Luft wurden.

Es ging auch ganz gut. Die Liesi und der Spiegel wußten den Weg allein. Alwine ging neben dem Pflug her, schwatzte und sah zu, wie sich die Furchen schön glatt eine zur andern hinlegten. Sie berichtete, daß der Meister ihn, Daniel, gerühmt habe. So sauber und ergaft wie er habe ihm noch keiner das Feld gemacht.

„Ja, der Bäni hat es nun gut“, meinte sie dann. „Er kann ohne Sorgen nach Schmelzach und nach Guldenbach an die Viehmärkte, wenn er schon nicht viel dabei verdient. Daheim wird ja alles gemacht, besser, als wenn er selber dabei wäre.“

Als es Zeit zum Münieffen war, setzten sich die zwei neben einander auf den Pflugbaum und Alwine lachte: „So, nun sind wir Bauer und Bäuerin!“

„Was nicht ist, kann werden“, sagte Daniel fast feierlich.

Sie kramte Brot und geräucherten Speck aus dem Bandforbe.

„Ei, wie herrlich durchzogen! So einen Schnarz¹ wünsch ich mir alle Tage!“

„Ich, wenn's dich freut“, ermunterte er sie. „Ich kann's ganz gut mit Brot machen.“

Sie schnitt ein Stück ab und biß mit den blanken Zähnen hinein. „Die beste Torte vom Zuckerbäcker ist nicht so gut! — Denk dir, ich hab heute beim Holzholen auf der Winde schnell in die Rauchkammer hineingeguckt! Da hängen noch drei, vier der größten Stücke drin! Ja, so etwas möcht' ich einmal eigen haben!“

¹) Schnitte.

„Warum denn auch nicht?“ meinte Daniel ganz gelassen. „So eine Bäuerin weiß gar nicht, wie schön sie es hat! Ueberall, in allen Ecken ist etwas zu essen da! Und wir schaffen doch auch das ganze Jahr.“

„Du kannst schon Bäuerin werden, wenn du willst“, sagte Daniel und schenkte sich aus dem auf der frischen Furche stehenden Krüglein ein Glas Most ein. „Meinst du, ich werde mein Lebtag Knecht bleiben?“

„Wie viel Lohn hast du jetzt?“ fragte sie und blickte neben aus.

Er hielt die Finger der linken Hand empor und den Daumen der Rechten dazu.

„So viel.“

Sie sah leicht hin und schüttelte den Kopf. „Das ist zu wenig.“

„Im Frühling will ich auf acht kommen.“

„Das geht alles zu langsam.“

„Langsam, aber sicher.“

Sie war ganz nachdenklich geworden. Plötzlich fragte sie, wie wenn ihr das eben jetzt eingefallen wäre: „Hast du nicht einen Beter in Ennetwald?“

Daniel setzte sich auf dem Pflugbaum zurecht. „Ich wollte dir das nicht sagen; solche Sachen sind unsicher. Der Klaus hat mir zwar schon zweimal versprochen, er denke auf mich. Wenn er's mit seinem alten Knechtlein nicht mehr machen könne, müßte ich zu ihm kommen; ich werde es nicht bereuen.“

„Da werde ich aber aufpassen!“ sagte Alwine schnell. „In Ennetwald ist's noch schöner als auf dem Kalkacker. Und der Klaus habe einen richtigen Bauerngewerb. Ein Haus an der Straße mit roten Kiegeln und grünen Läden.“

„Du weißt goppel mehr als ich.“

„Hä, meine Mutter ist ja von Ennetwald, und da hab' ich sie halt gefragt“, sagte Alwine wie entschuldigend.

Daniel schwieg eine Weile; dann brachte er mühsam heraus: „Wenn ich halt nur wüßte, wie es mit dem andern ist.“

„Mit was?“

Fortsetzung folgt.

100,000 Schulkinder am Radio

Die Lehrerschaft von heute führt die Schuljugend ins Kino oder vor den Radioempfangsapparat, legt die Hände in den Schoß, läßt die Bilder auf der Leinwand rollen und die Klänge aus dem Studio wirken — und fertig ist die Laube. Den Schülern kommt die Abwechslung, die besonders das Radio in den langweiligen Unterrichtsbetrieb einschaltet, sehr gelegen. Und zu Hause wird begeistert von den Fahrten nach Marokko und Sumatra, an den Tanganikasee, in die Sahara und zu den mexikanischen Indianern erzählt. Hansli klärt die Mutter über das Seelenleben der Waldtiere auf. Ueber die Auswirkungen der Schlacht bei Marignano und die Sendung Niklaus' von Flüe geraten Vater und Frik in eine lebhafteste Diskussion. Dem Rätheli bringt der große Bruder die Begriffe der Bahnsignale und die Nuancen der diversen Vogelstimmen bei, und in Gesellschaft einiger Kameraden werden die in den Physikstunden erworbenen technischen Kenntnisse am genialen Erfindungsgeist Marconis gewetzt.

Die schweizerische Lehrerschaft hat's gut! Sie kann von rund 100 Schulfunksendungen aus den Gebieten der Musik, Sprache, Geographie, Technik, des Sports, der Berufswahl und Kulturgeschichte das Beste auslesen und damit den Unterricht beleben.

So einfach wie sie sich anhört, ist die Geschichte nun allerdings weder für die Schulfunkkommission noch für die Lehrer. Wichtig sind Vorbereitung und Auswertung dieser Radiodarbietungen im Rahmen des Unterrichts. Nur pädagogisch möglichst sorgfältig gewählte und methodisch ebenso aufmerksam aufge-

baute Sendungen kommen hier in Frage. Auserlesene und wohl vorbereitete Stoffe, die zu Unterricht und Schulkind in einem besondern Kontakte stehen! Dabei ist die Fassungskraft der Schüler zu berücksichtigen. Sie muß geradezu als Norm für eine gute Sendung aufgestellt werden.

Im Tätigkeitsberichte des Schweizer Schulfunkes, der kürzlich erschienen ist und die Zeit vom 1. Januar 1937 bis 31. März 1938 umfaßt, spüren wir etwas von der großen Verantwortung, derer sich sowohl die Schulfunkkommission als auch die Lehrer und die Verfasser der Sendungen bewußt sind. Wir spüren aber auch etwas von der Freude und vom Willen, nur das Beste zu geben und unsern Kindern Erlebnisse und Kenntnisse zu vermitteln, die vom allgemein menschlichen und vom Standpunkt schweizerischer Wesensart, schweizerischen Denkens und Schaffens wertvoll sind.

Erfreulich ist das Ergebnis der zweiten Berggemeindeaktion. 66 weitere Berggemeinden sind an die Schulfunksendungen angeschlossen worden. Das bedeutet die Verbindung vieler weltabgeschiedener Orte, die im Winter bis zu 5 Monaten vom Verkehr abgeschnitten sind, mit dem Tiefland. Allein in Berggemeinden der deutschen Schweiz sind jetzt im ganzen 147 Empfangsgeräte bereitgestellt. Und so dürfen wir wohl sagen, daß die Schulfunksendungen eine glückliche Ergänzung auf dem Gebiete des jüngsten technischen Wunders sind — eine unsichtbare Verbindung zwischen Lehrern und Eltern, Schule und Leben, Heimat und Welt.

Ch. Bj.